

Am Nullpunkt der Begegnung

Anthropologische Brocken vom Rand der Migrationsszene

Wo soll ich anfangen? Vielleicht bei der Landung in Italien. Meine Mittel waren äusserst knapp. Zuerst suchte ich mal einen Platz, wo ich übernachten konnte. Damit ich nicht im Flughafen herumhänge. Das ist ja immer ein schwieriges Terrain. Am nächsten Tag versuchte ich, einen Kontakt zu knüpfen, fand aber niemand. Ich konnte ja kein Italienisch. Der dritte Tag war gleich. Am vierten Tag fand ich jemand, der eine Art Laden hatte, ein Depot für Leute, die Waren nach Afrika schicken wollen. Er sprach Französisch. Er war auch aus dem Kongo, so dass sich im Gespräch Gemeinsamkeiten abzeichneten. Er führte mich dann zu einer andern Person, die mir nützlich sein könnte. Sie betrieb eine Pension oder eher eine Art grosser Wohnung, wo ich übernachten konnte – für weniger Geld als es die normalen italienischen Pensionen forderten. Aber auch dort: Ich musste bezahlen und mir folglich überlegen, wie weit es reichen würde. Stets musste ich mich fragen: Was kommt danach?

Die Beschäftigung mit Migration gibt einen besondern Blick auf das menschliche Tun frei. Ihm zeigt sich etwas, das zunächst eben für Menschen gilt, die sich in mehr oder weniger prekären Migrationssituationen befinden. Zugleich aber, so behaupten wir, wird etwas sichtbar, das für Menschen generell zutrifft, das aber in Situationen der Sesshaftigkeit und Sicherheit kaum auffällt und sich vielleicht bloss als Angst und Abwehr zeigt. Hier soll versucht werden, diesem Etwas nachzugehen.

In den Gedankengang eingestreut sind Zitate aus dem Bericht eines ehemaligen Flüchtlings¹ aus dem Kongo. Sie dienen der Illustration, sollen aber auch die Reflexion anstossen.

Als ich merkte, dass meine Mittel langsam zu Ende gingen, fragte ich, ob es irgendwelche Verdienstmöglichkeiten gebe. Da kriegte ich weitere Kontakte. Die waren für mich sehr entscheidend, weil ich dort z.B. erfuhr, wo ich gratis essen könne: Im Vatikan, beim Priester X etc. Ich weiss nicht mehr, welche Kirche das war. Alles war mir neu. Zwei Kantinen gab es, wo wir essen konnten. Das war immer ein Kampf. Dort hin gehen - je früher desto besser - und warten. Aber das war auch immer ein bisschen schwierig. Die Stärkeren setzten sich durch und gingen nach vorn. Meist waren es Bohnen und Brot und sonst nichts. Das war schnell fertig. Es waren schliesslich so viele Leute. Ich war ja froh, und doch: Dass man auf diese Weise Essen kriegt, hätte ich mir zuhause bloss bei Hunden vorgestellt. Da hast Du! Der Nächste!

Regel und Ausnahme

Migration, sind sich die Historiker einig, ist der Regelfall des menschlichen Daseins, jedenfalls, wenn wir grössere geschichtliche und geographische Räume überblicken, Sesshaftigkeit dagegen ist die Ausnahme oder vielleicht besser: ein Spezialfall der Migration, der Moment relativer Ruhe.

Es ist nicht zu übersehen, stellen Klaus J. Bade und Piet Emmer fest, dass die meisten Europäer "Nachfahren Zugewanderter sind und dass das ein Stück europäischer Identität ist. In den letzten 300 Jahren waren ständig Menschengruppen von fast allen Ländern in fast alle anderen Länder unterwegs. Im 18. Jahrhundert etwa reichte die Spannweite von dem jungen Adligen auf Kavalierstour über wandernde Handwerksgesellen, schwer gepackte Wanderhändler, Aus- und Einwanderer, Glaubensflüchtlinge, Söldner und Seeleute bis hin zu wandernden Kleinkriminellen. [Oder denken wir an] Paris, Mitte des 19. Jahrhunderts: Da waren auf allen sozialen Ebenen Deutsche zu finden. Im höfischen Milieu ebenso wie in den Salons, wo Heinrich Heine unterwegs war, in den Vorstädten, wo vorwiegend deutsche Möbeltischler ar-

¹ Wir verwenden den Flüchtlingsbegriff alltagssprachlich und nicht im Sinn der völkerrechtlichen Definitionen.

beiteten, genauso wie bei den Strassenkehrern, die aus dem Elsass und dem Hessischen kamen."²

Auch in der Geschichte eines Landes wie der Schweiz, das von der Weltgeschichte weniger als andere Länder gebeutelt wurde, ist Migration sehr gegenwärtig. Sie hat Geschichte und Landschaft förmlich imprägniert, zum Beispiel in Form der Arbeitsmigration: Dazu zählt der Italiener, der in den fünfziger Jahren in die Schweiz kam und dort erst als Saisonnier, dann als Jahresaufenthalter und schliesslich als Niederlassener lebte.³ Dazu zählt aber auch die junge Frau aus dem Oberrhein, die um 1900 jahrelang als junge Frau in Bern bei Patriziern "diente", was keine Einzelentscheidung war, sondern einem gängigen Muster entsprach. Zur Arbeitsmigration zählten die Tessiner Kaminfegerkinder, die in europäischen Grossstädten ihrem Handwerk nachgingen⁴. Arbeitsmigration ist die Massenwanderung vom Land in die Stadt und in die industrialisierten Gegenden, Arbeitswanderung ist aber auch der sehr ausgedehnte "Massenexodus in die Neue Welt" (Bade).

Im 19. Jahrhundert hatte die Schweiz recht offene Grenzen, und es wurde grosszügig eingebürgert, so dass die Fremden bald nicht mehr auffielen.⁵ Obwohl sich dies im 20. Jahrhundert rasch ändern sollte, ging die Einwanderung, vor allem nach dem 2. Weltkrieg weiter, und am Ende des Jahrhunderts liess sich feststellen, dass rund ¼ der Wohnbevölkerung entweder selbst in den vergangenen 50 Jahren aus dem Ausland zugezogen oder aber Nachkommen von solchen Zuzüglern waren. Diese Quote ist beachtlich, und die Schweiz, auch wenn sie sich nicht als Einwanderungsland sieht, lässt sich in dieser Hinsicht durchaus mit Ländern wie Kanada oder Australien vergleichen. Die Spuren geschehener Migration sind jedenfalls deutlich. Zum Beispiel gehören dazu die Generation der "Italos", aber auch die deutsche Grossmutter, der italienische oder französische Grossvater oder die amerikanische Tante, die in sehr vielen Schweizer Stammbäumen ihren Platz haben.

Erst in jüngster Zeit ist die Asilmigration als politisches Problem prominent geworden. Rein numerisch ist die Zahl der Menschen, die dem Flucht- und Asylsektor zugehören - knapp 1% der Einwohner - nicht überwältigend. Dennoch bestimmt, wie auch in andern europäischen Ländern, gerade dieses Thema via Angst und geschürte Angst die politische Diskussion.

Die Sorge um den morgigen Tag

Für die Betroffenen sind Migrationssituationen immer durch ein gewisses Mass von Unsicherheit geprägt. Allerdings ist es von Fall zu Fall sehr verschieden. Die Migration Stadt-Land war in ihren Risiken absehbar. Die transatlantische Migration war schon eher ein Sprung ins Ungewisse. Sehr viel Unsicherheit implizierte die Entscheidung des Portugiesischen Familienvaters, in der Schweiz als Saisonnier zu arbeiten und seine Familie zurückzulassen, noch mehr der Entscheid, ein Kind als Kaminfeger nach Oberitalien zu verdingen. Sehr wenig bis gar keine Gewissheit und Planbarkeit gab es schliesslich für den kongolesischen Flüchtling.

An sich gibt es bewährte Strategien, auch dort eine gewisse Verlässlichkeit der Situation zu schaffen, wo sonst jegliche Fixpunkte zu fehlen scheinen. Dazu gehört, dass Migrationen meist familiär und sippenmässig vorgezeichneten Wegen folgen. In Umbruch- und Krisensituationen ist oft nur noch auf sie Verlass.⁶ Manchmal fehlt aber auch dieses Netz oder ist kaum vorhanden. Kriminelle Organisationen können dann

² Interview im Berliner Tagesspiegel vom 25.6.01. Vgl. Klaus J. Bade: Europa in Bewegung. Migration vom späten 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart, München 2000 und Piet Emmer: Migration und Expansion. Die europäische koloniale Vergangenheit und die interkontinentale Völkerwanderung, in: Reformatio. Zeitschrift für Kultur, Politik, Kirche, 1989, 183-191.

³ Vgl. Werner Haug: „...und es kamen Menschen“. Ausländerpolitik und Fremdarbeit in der Schweiz (1914-1980), Basel 1980.

⁴ Vgl. Lisa Tetzner: Die schwarzen Brüder (1942).

⁵ Vgl. Willi Wottreng: Ein einzig Volk von Immigranten. Die Geschichte der Einwanderung in die Schweiz, Zürich 2000.

⁶ Vgl. René König: Die Familie der Gegenwart. Ein kultureller Vergleich, 3. Auflage, München 1978, 14ff.

ihre Hilfe anbieten, zum Beispiel Schlepper. Sich ihren Diensten zu überlassen, ist aber gefährlich und der Erfolg ist stets unsicher.

Unser Flüchtling kann sich auf keinerlei solche Hilfe verlassen. Er sieht sich in einer Situation, die man mit dem Begriff der "Geworfenheit" umschreiben könnte, wenn hier nicht etwas viel Handfesteres gemeint wäre als bei Heidegger. Wer in solchen Umständen lebt, macht zwar Pläne, weiss aber auch, dass sie die Qualität eines Versuchs haben, dreimal hintereinander eine Sechs zu würfeln.

Von unserem Planen und Sorgen ist dies alles himmelweit entfernt. Es kommt aber in die Nähe der Bergpredigt, die gebietet, sich nicht um den morgigen Tag zu sorgen – mit einem entscheidenden Unterschied: Die Sorge ist zwar noch da, sie ist sogar sehr gross, aber ihr Horizont ist auf einen sehr unbürgerlichen Rest zusammengeschrumpfen.

Irgendeinmal kommst du an den Punkt, wo es nur noch die Sorge um den morgigen Tag gibt.

Anthropology of Suffering

Der britische Anthropologe John Davis hat solche und ähnliche Situationen im Blick, wenn er von der *anthropology of suffering*⁷ spricht. Er hebt hervor, dass wir – auch in der Wissenschaft – meist geneigt sind, relativ stabile Verhältnisse vorauszusetzen. In der Ethnologie zum Beispiel seien überblickbare Situationen bevorzugt worden, wo möglichst alle Elemente des sozialen Systems (Ritual, Wirtschaft etc.) aufeinander abgestimmt waren, wo es wenig sozialen Wandel gab und wenn schon, dann einen sehr langsamen.

Das sei aber nicht der geschichtliche Normalfall. Normal sei vielmehr das Nicht-Normale: Situationen, denen eher eine *emergency anthropology* oder eben eine *anthropology of suffering* entsprechen könne. Es seien Situationen eines oft krisenhaften Wandels, wo es für die Betroffenen unabdingbar sei, sich mit Kreativität und Improvisation über Wasser zu halten. Schliesslich sei auffällig, wie schnell solche Situationen von den Betroffenen wieder als einigermaßen normal erlebt würden. Man gewöhne sich an die verrücktesten Situationen – selbst an Krieg und Katastrophe.

Wer, wie unser kongolesischer Flüchtling, unter extremen Bedingungen lebt und handelt, hat keine Voraussetzungen, die ein eigentliches Planen zulassen. Seine Möglichkeit, sich in der Geschichte handelnd zu situieren und sich in eine Zukunft hinein zu entwerfen, ist sehr eingeschränkt. Sein Tun steht im Zeichen des Versuchs. Er macht zwar Pläne, muss aber stets damit rechnen, dass alles sehr wohl ganz anders heraus kommen kann und dass er schliesslich nicht in Kalifornien landet, sondern im Luzerner Hinterland oder auch in den Händen der Italienischen Küstenwache.⁸ Er verhält sich deshalb eher wie ein Spieler. Er setzt viel auf eine Karte und ist nicht einmal gewiss, wie die Spielregeln genau lauten.⁹

Er versucht immer neu, einen Weg zu finden und das Zerbrochene zusammenzuflicken – und hält dabei stets den Atem an, weil es höchst fraglich bleibt, ob das Erstrebe je eintrifft.

Ob man für ein solches Tun den klassischen Handlungsbegriff bemühen kann, wäre noch abzuklären, gehört es doch zu dessen Voraussetzungen, dass der Handelnde vom Vorsatz bis zur Realisierung auf einen Boden der Berechenbarkeit und Verlässlichkeit zählen kann.¹⁰

⁷ Titel seiner am 11.3.1992 in Oxford gehaltenen Vorlesung, abgedruckt unter dem selben Titel in: *Journal of Refugee Studies* 5, 1992, 149-161. Vgl. auch Roy A. Rappaports *anthropology of trouble*, deren Aufmerksamkeit speziell dem sozialen Umbruch, der Unrast und der Irregularität gilt.

⁸ Flucht ist eine Form einer prekären Existenz. Es sei nicht bestritten, dass sich ähnliche Überlegungen auch ausgehend von einer Betrachtung extremer Armutssituationen angestellt werden könnten.

⁹ Was die Zielländer von Migrationen betrifft, werden die Spielregeln (Gesetze, Verordnungen) auch laufend abgeändert!

¹⁰ Vgl. Max Weber: *Soziologische Grundbegriffe*, in: *Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftsgeschichte*, hrsg. v. Joh. Winckelmann, 4. Aufl., Tübingen 1973, 562ff. Gewiss, es gibt bei Weber auch Handlungen, die nicht zweckrational sind und nicht auf einen künftigen Erfolg zielen. Wir reden aber, wenn es

Da war ich wieder und musste einen neuen Ausweis auftreiben. Das war ganz schwierig. Niemand wollte mir einen geben, denn den ersten hatte ich ja gemietet gehabt – und jetzt verloren. Es ging wie ein Lauffeuer herum: Ich sei dumm und habe mich erwischen lassen. Ich musste nun also sehr lange suchen und fand erst mal gar niemand, der mir helfen wollte.

Später kam dann das mit dem Lastwagen. Da sagte mir jemand: Du kannst dort und dort hin gehen. Ich versteckte mich darauf in einem Gemüselastwagen. Der fuhr und fuhr, ich weiss nicht, wie lange. Eine Ewigkeit. So kam ich unkontrolliert über die Grenze. Dazu noch schlafend, denn mit der Zeit war ich trotz allem eingeschlafen. Schliesslich hielt der Lastwagen an, und der Fahrer deponierte mich. Ich war in Luzern, am See, und es war mitten im Winter. Hier musste ich erst auch wieder Landsleute finden. Doch ich hatte Glück. Sofort sah ich dort einige Leute. Es waren auch Asylbewerber. Sie begleiteten mich zur Fremdenpolizei. Dann meldete ich mich dort an.

Dialog der Stummen und Tauben

Die Berührung der Flüchtlingsexistenz mit der bürgerlichen Welt geschieht zunächst an Empfangsstellen und bei offiziellen Befragungen. Der Kontakt mit den amtlichen Stellen ist ein Kulturkonflikt eigener Art. Kontinuität, Planbarkeit, Verlässlichkeit stehen auf der einen Seite. Sie sind das Interesse des Ziellandes, dem die Beamten Nachachtung verschaffen und für das ihre Person Symbol ist. Sie sind mithin Inbegriff dessen, was für den Flüchtling nicht gilt. Bei ihm hingegen geht es um die Notwendigkeit, irgendeine Lösung zu finden, selbst wenn sie bloss provisorisch ist. Die Voraussetzungen des Verstehens sind hüben und drüben so verschieden, wie sie es nur sein können, und die Kommunikation kann kaum gelingen.

Ich wusste nicht, was die hören wollten, damit einer Chancen hat. Nur ganz vage. Aber das waren Gerüchte und Spekulationen. Auch heute ist das noch so. Es kursieren Informationen und Tipps, darunter sehr viele, die völlig falsch sind, aber wenn Du nichts anderes hast, dann musst Du auch das als Wahrheit entgegen nehmen.

Die Begegnung mit den Behörden und den amtlichen Mechanismen war schwierig. Am Anfang war es sehr schwierig, überhaupt zu verstehen, was läuft. Bis hin zur Mimik der Beamten. Ich konnte sie nicht einschätzen. Ich hatte noch nie mit Weissen zu tun gehabt und konnte zum Beispiel nicht sehen, ob einer ein Italiener, Spanier oder ein nordischer Typ war.

Die Kommunikation erschwerend kommen natürlich auf Seiten des Asylsuchenden Erfahrungen mit der Beamtenschaft im Herkunftsland hinzu. Hier gab es zwar eine bestimmte Berechenbarkeit. Sie war aber ganz anderer Art:

Nun musste ich Geld suchen für ein Flugbillett. Das ist aber dort etwas einfacher als in der Schweiz. Das System war so korrupt, dass man alles kriegte, z.B. auch ein Visum. Ich reiste mit einem ordentlichen Visum nach Italien. Einen Pass kriegt man in zwei Stunden. Es gibt keine Datenbanken.

Der Schatten

Wenn Flüchtlinge mit ihren minimalen Chancen sind, was auch wir sein könnten (und auf keinen Fall sein möchten), nämlich zur Migration Gezwungene, ins Ungeheure Geworfene, dann spricht uns ihre Existenz in einem ganz besondern Punkt an. Vielleicht ist er mit einer psychologischen Metapher am kürzesten zu bezeichnen: Die Flüchtlinge sind unser Schatten. Sie sind das, was wir an unserer eigenen Existenz nicht wahrnehmen möchten. Das macht verständlich, weshalb sich auf sie so viel Abwehr richtet, obwohl sie numerisch nur einen kleinen Teil der Gesamtmigration darstellen.¹¹ Es macht auch verständlich, weshalb ihre Gegenwart so viel Angst mobili-

um die Bemühungen eines Flüchtlings geht, durchaus über ein Tun, das auf Erfolg aus ist. Allerdings steht die voraussetzende Erwartbarkeit auf so wackligen Füßen, dass möglicherweise der Begriff des "Handelns" selbst davon berührt ist.

¹¹ Wenn die Flüchtlinge unser Schatten sind, dann sind sie nicht nur der Schatten der Xenophoben, sondern auch der Xenophilen. Auch an sie wäre also die Frage zu richten, was hinter ihrem Umgang

sierbar macht. (Und wenn sie als unser Schatten auch noch dunkelhäutig sind, dann sind die Reaktionen erst recht vehement.)

Die meisten Ansichten über den Fremden sehen das nicht so hart. Sie gehen gewiss von einer anfänglichen Fremdheit aus. Sie ist aber von Anfang an bestimmt, überwunden zu werden: Von Anfang an ist eine irgendwie geartete Form des kulturellen oder ökonomischen Mehrwerts im Blick, den wir aus der Begegnung ziehen können, wenn wir uns bloss darauf einlassen. Der Weg zum Andern führt also zu uns selbst zurück und macht aus uns Bereicherte.

Bei der Begegnung mit dem Flüchtling, dessen Existenz völlig ungesichert ist, kann davon keine Rede sein. Dass der Weg zum Andern Vorteile brächte, ist hier nicht plausibel. Der Andere verspricht nicht das, was wir gerne hätten und gerne sein möchten. Stattdessen deckt er unsern Schatten auf: die latente Unsesshaftigkeit und die Bedrohung auch unseres Lebens durch Diskontinuität.

Damit ist nicht gesagt, der Fremde könne schliesslich nicht doch auch anders denn als Schatten und Unbehagen in unsere Welt treten. Dies ist aber ein Weg, der nur möglich ist, wenn sich trotz allem wieder eine zeitliche Perspektive öffnet, wenn jemand bleibt und sich am neuen Ort etabliert – wie es unser Gewährsmann Noël Tshibangu getan hat, dem wir dankbar sind, dass er uns mit seinen Erfahrungen zum "Mehrwert" verholfen hat, der schliesslich in diesen Aufsatz eingeflossen ist.¹² Dies alles ist aber nicht Thema dieser Zeilen. Vielmehr versuchen wir, dem "Etwas" nachzudenken, das im "Nullpunkt" der Begegnung ins Spiel kommt.

Das Aufleuchten des Antlitzes

Ein Denker, der solchen Erfahrungen Rechnung tragen kann, ist Emmanuel Lévinas.

¹³ Wir skizzieren einige seiner Grundgedanken und folgen zum Teil der knappen Zusammenfassung, die Theo Sundermeier gibt, allerdings ziehen wir etwas andere Schlüsse und versuchen nicht, über Lévinas' Grundsätzlichkeit hinauszugehen.

Nach Lévinas darf der Weg zum Fremden auf keinen Fall ein verkappter Weg zurück zu sich selbst sein. Er ist ein "Exodus ohne Heimkehr", nach dem Vorbild Abrahams.

Am Anfang der Erkenntnis steht deshalb auch nicht das eigene Bedürfnis, das wie der platonische Eros darauf aus ist, den eigenen Mangel aufzufüllen. Im Erkenntnisprozess der Begegnung bin ich daher "ausser mir": Der "désir" nach dem Andern ist zwar Anfang der Erkenntnis, es geht ihm aber nicht um das "Wesen" des Andern und auch nicht um dessen Geschichte, denn damit könnte ich mich allenfalls auch wieder identifizieren und es mir aneignen. Stattdessen ist es Lévinas wichtig, dass der Andere dekonstruiert wird und reduziert auf das "Aufleuchten" seines "Antlitzes".

Nur in diesem "Antlitz" begegnet mir der Andere. Die Begegnung ist zwar intensiv und total, aber das Aufleuchten ist nicht von Dauer und hinterlässt kein Erbe, sondern bloss eine "Spur". Es verstrickt mich aber mit dem Andern, zieht mich in die Verantwortung und ist so Beginn der Ethik: "Das Antlitz zitiert mich in seiner Sterblichkeit vor das Gericht. Es lässt mich mein Schuldigsein erkennen, es stellt meine

mit dem Anderen steckt und ob er nicht ebenfalls eine Art sein könnte, dem Bedrohlichen aus dem Weg zu gehen.

¹² Tshibangu plant, seine Erfahrungen in absehbarer Zeit selbst in Buchform zu publizieren.

¹³ Emmanuel Lévinas: Die Spur des Anderen. Untersuchungen zur Phänomenologie und Sozialphilosophie, 2. Auflage, Freiburg/München 1987, 209-235; ders.: Wenn Gott ins Denken einfällt. Diskurs über die Betroffenheit von Transzendenz, Freiburg/München 1985; ders.: Gott, der Tod und die Zeit, hrsg. v. Peter Engelmann, Wien 1996; vgl. Theo Sundermeier: Den Fremden verstehen. Eine praktische Hermeneutik, Göttingen 1996. Sundermeier referiert Lévinas zustimmend und sehr schön. Der Begriff der Hermeneutik im Untertitel steht allerdings etwas quer in der Landschaft, die S. zeigen will, denn er selbst – und auch Lévinas – verweigern sich gerade dem Aneignungsdenken, das in der Hermeneutik, z.B. in der "Horizontverschmelzung", zum Ausdruck kommt (vgl. H.-G. Gadamer: Wahrheit und Methode. Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik, Tübingen 1960). Zu Lévinas vgl. auch Matthias Zeindler: "Wer ist mein Nächster?" – Überlegungen zu einer ethischen Grundfrage, ZThK 93, 1996, 561-585.

Selbstgerechtigkeit infrage."¹⁴ Das Vorübergehen des Andern erinnert aber auch an Gottes Vorübergehen. Die in der Begegnung mit dem Fremden anhebende Ethik bekommt dadurch den Charakter der "Liturgie" und der "Diakonie".¹⁵

Sundermeier stellt diesen Gedankengang dar und fragt dann, ob Lévinas nicht doch zu wenig konkret bleibe: Was wäre denn eine Begegnung, wenn sie nur bis zum "Antlitz" des Andern führte? Was wäre Verpflichtung, wenn sie keine Dauer haben darf?

Die kritischen Fragen sind verständlich. Unseres Erachtens decken sie aber keine Schwäche Lévinas' auf, sondern werfen nochmals Licht auf das, was er gerade will: die radikale Andersheit denken, die im Augenblick der Begegnung aufscheint, im Augenblick, den wir den "Nullpunkt" genannt haben und der in der Begegnung mit dem Flüchtling exemplarisch und eben "nackt" sichtbar wird.

Die Begegnung mit ihm, dem so radikal die Mittel des Handelns zerronnen sind, erschreckt. Er besteht tatsächlich nur noch aus seinem "Antlitz", wobei es nicht die philosophische Dekonstruktion ist, die ihn dahin gebracht hat, sondern, wie wir gezeigt haben, die Brüchigkeit der Umstände, unter denen er sein Leben fristet und in denen er uns schliesslich begegnet.

Wenn wir vom "Schatten" gesprochen haben, dann möchten wir, Lévinas folgend, die Fremdheit nicht einebnen. Auch vom Schatten liesse sich ja zudringlicher reden. Man könnte ihn flugs zum Anfang einer Dialektik machen und so die Begegnung wieder "heimführen": Der Andere machte mich dann auf meinen Schatten aufmerksam und würde mir letztlich helfen, ganz zu werden, den Schatten zu integrieren als das Andere meiner selbst.¹⁶

Doch so war es gerade nicht gemeint. Vielmehr wollten wir deutlich machen, dass die Begegnung mit dem Andern, der hier *sub specie* des Flüchtlings auftritt, an jenem Ort geschieht, den auch Lévinas ihr anweist. Es geht nur um die Begegnung selbst. Kein erhoffter Mehrwert kann und soll ihr Sinn verleihen. In Anlehnung an Lévinas gesagt: Die Begegnung mit dem Schatten ist Gericht und nicht bereits Gnade.

Ein Postskript: Scheingefechte – und die List der Gnade

Wenn in der Begegnung menschlich gehandelt wird, dann nicht mit Hintergedanken. Man erinnert sich an Freuds Feststellung, der Andere sei nicht liebenswert¹⁷, ihn zu lieben sei alles andere als plausibel. Es ist deshalb konsequent und realistisch, dass die Nächstenliebe eben in der Form des Gebots auftritt.

Als Normen sind auch die völkerrechtlichen Bestimmungen formuliert, die den Umgang der Staaten mit Flüchtlingen regeln. Seit einigen Jahren stellen wir jedoch fest, dass diese Bestimmungen im Interesse der Abschottung und Abschreckung aufge- weicht werden, - verständlicherweise, meinen wir: Wer die "äusserste Ausgesetzt- heit" der Begegnung mit den Elenden nicht erträgt, der kämpft gegen seinen Schatten und verfällt auf zweifelhafte Methoden, mit der Bedrohung durch den Fremden um- zugehen. Wo die einen in äusserst prekären Situationen leben und immer wieder alles ans Überleben setzen müssen, da bestimmt bei den andern, den besser Situier- ten, die Angst vor dem Verlust der Ordnung das Handeln.

Ob es wirklich ein "Handeln" ist, mag freilich auch hier manchmal fraglich scheinen, denn das politische Tun der Zielländer von Migrationen hat oft etwas Panisches und Irrationales, das eher an die Angsttriebe von Bäumen erinnert als an wohlüberlegte Massnahmen. Für Beispiele beschränken wir uns wiederum auf den Fall der Schweiz:

Seit Jahrzehnten jagt eine xenophobe Volksinitiative die andere. Mal für Mal wird vorgegeben, jetzt werde endlich etwas Mutiges gegen den Ansturm der Fremden

¹⁴ Sundermeier, a.a.O., 65.

¹⁵ vgl. Franz Rosenzweigs "Stern der Erlösung", wo die Ethik auch im Zusammenhang mit der Liturgie auftritt.

¹⁶ vgl. Julia Kristeva, *Fremde sind wir uns selbst*, Frankfurt 1990.

¹⁷ vgl. Sigmund Freud, *Das Unbehagen in der Kultur*, Abschnitt 5, in: S.F., Studienausgabe, Band 9 ("Fragen der Gesellschaft, Ursprünge der Religion"), Frankfurt 1974, 237ff.

getan. Tatsächlich aber sind die Versprechen irreführend. Sie vernebeln die Tatsache, dass der Spielraum des politischen Handelns sehr klein geworden ist, - angesichts wohlerworbener Nachzugsrechte und völkerrechtlicher Verpflichtungen, aber auch deshalb, weil man angesichts wirtschaftlicher Notwendigkeiten gar nicht im Ernst handeln will.¹⁸

Im selben Tempo folgen sich auch Gesetzesrevisionen (Asylgesetz, Ausländergesetz, Zwangsmassnahmen im Ausländerrecht etc.). Manchmal wird die nächste Revision an die Hand genommen, bevor die vorhergehende überhaupt in Kraft getreten ist und man feststellen könnte, ob sie hält, was man sich von ihr versprochen hatte. Nicht eben rational, sondern ein Schattengefecht ist auch die Abschreckungspolitik gegen Flüchtlinge, denn im Grunde ist allen klar, dass es nicht gelingen kann, für Asylsuchende den Aufenthalt in der Schweiz so unattraktiv zu machen wie es nötig wäre. Selbst als Sans-papiers, die durch alle Fürsorgetetze gefallen sind, haben sie oft mehr Lebensperspektiven als im Herkunftsland.

Zur Abwehr des Fremden gehört auch die Polemik gegen die neu ankommenden Gruppen von Flüchtlingen und Migranten. Aber auch sie ist kaum als wirkliches "Handeln" zu qualifizieren. Hinter ihrem Rücken setzt sich regelmässig das durch, was sie gerade vermeiden wollte: Während die jeweils neuste Gruppe im Kreuzfeuer der Vorurteile leidet, gibt sie ihren Vorgängern Deckung und erlaubt ihnen, sich still und heimlich zu integrieren. Die Zeit tut das ihre und lässt das, was vorher skandalös schien, allmählich in eine milde Normalität absinken. Als Lösung bleibt dies gewiss "sub-ethisch". Vielleicht ist es aber, jenseits von Handeln oder Nichthandeln, der Hauch einer ganz prosaischen Gnade, der sich so bemerkbar macht, – trotz und in aller "confusio hominum".

Ja, es war ganz schwierig. Heute staune ich, wie ich das bloss geschafft habe. Auch heute gibt es natürlich einige Dinge, die mir auf dem Magen liegen. Sie sind weniger gewichtig, aber fallen mir heute viel schwerer als damals. Ja, wie habe ich es nur überstanden. Ich glaube es selbst fast nicht. Vielleicht hatte ich auch einfach Glück.

Benz H.R. Schär, geb. 1943, Lehrbeauftragter am Departement für Evangelische Theologie der Universität Bern (Systematik/Ethik) und Leiter der Fachstelle Migration der Reformierten Kirchen Bern-Jura-Solothurn, Spittelerstrasse 18, 3006 Bern.

Der Essay ist gedruckt erschienen in: Michael Graf et al. (Hrsg.), "Was ist der Mensch?". Theologische Anthropologie im interdisziplinären Kontext. Wolfgang Lienemann zum 60. Geburtstag, Stuttgart (Kohlhammer) 2004, S. 45ff.

¹⁸ Jede noch so scharfe Begrenzung der Einwanderung beschränkt sich heute in der Schweiz ohnehin auf jene Einwanderer, die nicht aus dem EU/EFTA-Raum kommen.